

„Sucht den Herrn, dann werdet ihr leben“
(Am 5,6)

Die Diaspora-Chiffre als Herausforderung
postmoderner Kirchenentwicklung

Rolf Zerfaß zum 70. Geburtstag

Wenn einer der bedeutsamsten Pastoraltheologen der Nachkonzilszeit – Rolf Zerfaß ist das unbestritten – einen geistlich-analytisch-prophetischen Wurf solch großer Tragweite, wie es sein Diaspora-Beitrag ist, vorlegt, kann man ihm eigentlich nur betroffen nickend zustimmen. Zu machtvoll ist das Bild, zu drückend die Lage, zu depressiv die allgemeine Stimmung, um irgendein Gegenbild so leicht ins Treffen führen zu können. Und schließlich bleibt der Text – bei allem wissenschaftlichen Apparat mehr eine Homilie denn eine Analyse – nicht in dieser Hoffnungslosigkeit stehen. Er zeigt einen Weg nach vorn, er verheißt ein annehmbar gutes Leben auch in der Diaspora, er verspricht eine neue prophetische Rolle für die konziliare Kirche inmitten der Fremde der heutigen gottfernen Welt.

Die Theologin der nächsten Generation kann dennoch nicht anders, als quer zu denken: Trifft das Bild wirklich die ganze Kirchensituation bei uns? Spricht es nicht bloß im Namen einer bestimmten, wenn auch bedeutsamen Generation, der des Konzils? Ist seine trübe und doch tröstliche Färbung die einzig angemessene Lesart der biblischen Metapher wie der heutigen Zeit? Oder müssen wir uns gerade um der heutigen Zeit und ihrer Kirchenentwicklung willen mehr zumuten – mehr Härte der Analyse, mehr Herausforderung der Praxis?

Der folgende Text ist ein gewagter Versuch in diese Richtung. Er zeichnet in einem ersten Schritt mit einigen Strichen die missliche Situation am Ende der Ära der Konzilsgeneration. Er kontrastiert sie in einem zweiten Schritt mit einer drastischen fiktiven Analogie zur biblischen Exilsituation um festzustellen, dass es noch bei weitem schlimmer kommen kann, als es heute um Kirche und Glaube bestellt ist. Er nimmt drittens in den Blick, was das Volk Israel im Exil gelernt hat, um zu zeigen, wie wir heute diese Exilserrträge analog vorwegnehmen könnten, um es bei uns nicht bis zur Diaspora-Situation kommen zu lassen. Er zeichnet schließlich viertens prototypisch eine mögliche angemessene Kirchengestalt der Zukunft in unserem Kulturkreis und weist auch auf die mittelfristigen Alternativen hin, auf die wir zugehen, wenn wir uns nicht dafür entscheiden.

Der Prophet Amos steht als Motto über diesem Beitrag. Er ist der erste Prophet, dessen Weissagungen schriftlich überliefert sind. Er wirkte zur Zeit der Könige Jeroboam II. und Usia, etwa 200 Jahre vor dem Exil, in der wirtschaftlichen Hochblüte Israels. Mit Amos beginnt eine neue Phase der Prophetie in Israel. Vor ihm richtet sich die prophetische Rede an die Könige und ihr Wirken; sie ist in den Geschichtsbüchern verzeichnet. Ab Amos bekommt die prophetische Tradition eine eigene schriftliche Form und richtet sich an das ganze Volk Israel. Die Verantwortung des ganzen Volkes Gottes für seine Entwicklung, in unserer Zeit auf dem Konzil erstmals wieder formuliert, wird zum Kernthema der *Gerichtsprphetie*.¹ Es steht uns Heutigen wohl nicht an, sie in ihrer Härte auch nur analog nachzuzeichnen. An sie sei vor aller Analyse motivisch als wesentliches Element erinnert.

1 Am Ende einer Ära

Die Konzilsära neigt sich dem Ende zu. Die Konzilsgeneration, die mit viel Geisteskraft und Einsatzfreude die Kirche in ihrer heutigen gemeindlichen Form hervorgebracht hat, wird langsam alt. Die ehemals vollen Kirchen werden merklich leerer. Die Gestaltung der Gottesdienste, nach wie vor mit viel Liebe, erfreut nicht mehr wie früher. Die eigenen Kinder, die man im Glauben erzogen und an das kirchliche Leben herangeführt hat, finden daran kein Interesse, sondern engagieren sich in der Grünbewegung oder in den NGOs. Die selbstverständliche Babytaufe wird nicht mehr überall praktiziert, vor allem in den großen Städten sinkt der Prozentsatz der Katholiken an der Einwohnerzahl dramatisch. Die Volkskirche geht zu Ende. Auch die ländliche Kultur verliert ihre bäuerlich-katholische Prägung, die Kinderzahl der Familien und damit der potentielle Priesternachwuchs (traditionell sehr häufig die männlichen Spätgeborenen) sinken deutlich. Steuerberater sind per Gesetz verpflichtet, ihren Klienten den Kirchenaustritt als wesentlichen Steuereinsparungsposten zu empfehlen, und viele entsprechen dem, zumal sie ohnedies keinen vitalen Kirchenbezug haben. Die Kircheneinnahmen sinken dramatisch, ganze Bistümer kommen in massive Finanznot. In Einsparungszeiten ist jedem das Hemd näher als der Rock; ein kreativer Umgang mit der neuen Situation ist kaum zu erwarten.

Die innerkirchlich deutlich getrübtete Stimmung korrespondiert mit dem sinkenden Ansehen der Kirche in der Gesellschaft. Zwar steht sie mit ihrem umfassenden und hochkompetenten diakonischen Engagement nach wie vor in hohem Ansehen. Zugleich ist eine Kirche, die sich vor allem den Notlagen der Menschen verschreibt, in einer „Spaßgesell-

¹ Vgl. „Amos“, „Babylon und Israel“ und „babylonisches Exil“, in: Gaalyahu Cornfeld / Johannes Botterweck (Hgg.), Die Bibel und ihre Welt. Eine Enzyklopädie, Bd.1, Bergisch Gladbach 1969, 81-85; 239-259; 470-475; Claus Westermann, Theologie des Alten Testaments in Grundzügen (ATD Ergänzungsreihe 6), Göttingen 1978, 109-120.

schaft" jene Institution, um die man den weitesten Bogen macht. Zudem ist der Glaube im Alltagsleben unsichtbar geworden. Das althergebrachte bäuerlich-traditionale Brauchtum passt nicht in eine moderne Stadtkultur, das Kirchenjahr mit seinem agrarischen Zyklus weder zu den industriellen noch zu den persönlichen oder den touristischen Rhythmisierungen des Lebens. Christliche Symbole sind längst der Kirche enteignet und zu beliebig nutzbaren Mode- und Werbemotiven geworden. Die persönliche Lebensführung auch der engagierten GemeindechristInnen gilt als gewissen geleitete Privatsache, die keine kirchlich-moralische Bevormundung duldet. Und selbst die wenigen Priester sind im Straßenbild nicht erkenntlich, weil sie im Zuge der Volk-Gottes-Theologie (damals zu Recht als symbolischer Abschied vom „Hochwürden“) ihre Priesterkleidung abgelegt haben. Wer diese dennoch (unter den Jungen) trägt, ist häufig hochgradig traditional-klerikal orientiert. Ihrer ansichtig zu werden, drängt die Konzilsgeneration erst recht in die kleine heile Welt der eigenen Gemeinde. Zu sehr erinnern sie an die kirchenpolitische Verhinderung all ihrer konziliaren Sehnsüchte auf eine andere, heutigere Kirche. Die Öffentlichkeit ist dagegen – spätestens seit der großen Globalisierungswelle nach dem Fall des Ostblocks – von den Spielregeln der Religion des Geldes und des Profits geprägt: hedonistischer Materialismus, rücksichtsloser Eigennutz ohne Verantwortung und Reue, ist ihre Devise.

Das Volk Gottes, die verbliebenen Engagierten, finden sich in einer fremden Welt wieder, die nicht mehr die ihre ist. Alles, wofür sie gekämpft haben, scheint nicht mehr zeitgemäß oder kirchenpolitisch machtvoll torpediert: die Gewerkschaften und die sozialen Spielregeln der Arbeitswelt, der Feminismus und die zu fördernde Gleichberechtigung der Frauen, die Abschaffung des Pflichtzölibats und die Weihe der *virī probati*, die kirchlich-sakramentale Anerkennung der wiederverheirateten Geschiedenen und der Homosexuellen in ihrer individuellen Lebensentscheidung, die institutionelle Interkommunion mit den lutherischen Kirchen und die Priesterweihe der Frauen. Das Volk Gottes ist in die Fremde geworfen, zerschlagen, verstreut, ohne Zukunft. Trauer ist angesagt. Das alttestamentliche Bild der Verschleppung des Volkes Israel ins Exil und ihre Tränen in der Diaspora scheint auf neue Weise angebracht. Es hat eine starke Evidenz für die Konzilsgeneration. Es signalisiert zugleich, dass der *Kampf verloren* ist. Trauer ist angesagt; keine/r braucht sich der Tränen zu schämen. Und weit draußen am Horizont leuchtet die Verheißung des Deuteroseja vom „Licht für die Völker“.

2 Es könnte noch viel schlimmer kommen

Vielleicht sind wir aber noch längst nicht so weit. Vielleicht erleben wir gegenwärtig erst die erste Welle der Deportation, des Geworfenseins ins Fremde, der noch mehrere weitere folgen werden, bis es zum finalen Exil kommt. Vielleicht geht es uns noch immer viel zu gut, sodass wir die Propheten nicht hören können, die vom nahenden Gottesgericht sprechen.

War es nicht ein Fehler, die ersten Propheten inmitten des Wohlstands zu überhören oder zu marginalisieren, die wie Amos und Hosea davor warnen, es uns auf Kosten der Armen gut gehen zu lassen, weil wir so das Reich Gottes verraten? Hätten wir nicht auf den Aufschrei der Befreiungstheologen der 80er Jahre² hören und wirksam die Ausbeutungsstrukturen der Weltwirtschaft bekämpfen müssen? Stattdessen haben wir auf Multi-Kulti gemacht, Südkirchentourismus betrieben, uns über Rom erregt, Projekte der Entwicklungszusammenarbeit und Fair-Trade-Programme entwickelt (eher am Rand der Kirche, aber sehr kompetent und wirksam!). Grundsätzlich hat sich jedoch nichts verändert, jedenfalls nicht zum Besseren. Und wir verdanken nach wie vor unseren immer wahnwitzigeren Wohlstand der Ausbeutung der „Dritten Welt“.

Vielleicht hätten wir auch auf die Propheten der Sozialpastoral der 90er Jahre³ hören sollen. Sie haben gefordert, eine Option für die Armen in den Gemeinden zu treffen, das kirchliche Leben vom Mitleben mit den Ärmsten prägen zu lassen, vom Diakonischen her das Wesen des Kirchlichen neu zu entdecken, Reich-Gottes-Praxis zu betreiben. Wir haben den Kopf geschüttelt: utopisch, nicht situationsgerecht, ein Verrat an der Volkskirche.⁴ Vielleicht hätten wir sie ernster nehmen müssen. Vielleicht hätten wir unserem wohlstuierten bürgerlichen Gemeindeleben ein paar Außenseiter zumuten müssen, auf dass wir gelernt hätten, mit dem Fremden mitten unter uns zu leben. Wir haben eine hochprofessionelle Caritas aufgebaut, wir sind in vielen Bereichen sozial federführend (von der Flüchtlingsarbeit bis zur Hospizbewegung), wir können unzählige Stunden vor allem weiblicher Ehrenamtlichkeit im caritativen Bereich vorweisen. Und doch: Haben wir es uns nicht zu einfach gemacht? Warum haben sich die Arbeiterpriester der Konzilszeit in Frankreich bei uns nicht etablieren können? Warum hat der Ständige Diakonat das Caritative nicht mitten ins Gemeindliche und Liturgische hinein verpflanzt? Stattdessen haben wir die kirchliche Erneuerung über statistische Pastorkonzepte der Kooperativen Pastoral gesucht, haben lange Jahre in fruchtbaren, letztlich jedoch folgenlosen Visions- und Leitbildprozessen verbracht, haben uns sogar McKinsey und den Maximen der Geldreligion anvertraut. Ist das alles nur eine Schuld von Rom?

Vielleicht geht das alles noch lange nicht weit genug. Vielleicht brauchen wir noch ganz andere Wellen der Ent-fremdung, bis wir zur *Umkehr* bereit sind. Vergegenwärtigen wir uns nochmals die biblische Exilssituation: Der israelitische König sitzt in Babylon im Gefängnis, allerdings mit allen Ehren; die Oberschicht einschließlich der Priester ist in fruchtbaren,

² F.J. Hinkelammert, Die ideologischen Waffen des Todes. Zur Metaphysik des Kapitalismus, Fribourg 1985.

³ Hermann Steinkamp, Sozialpastoral, Freiburg 1991; ders., Solidarität und Parteilichkeit. Für eine neue Praxis in Kirche und Gemeinde, Mainz 1994; Norbert Mette / Hermann Steinkamp (Hgg.), Anstiftung zur Solidarität. Praktische Beispiele der Sozialpastoral, Mainz 1997.

⁴ Vgl. Planung und Vision. Die Fragen nach der Zukunft der Seelsorge, in: PThl 14 (1-2/94).

bisher unbesiedelten Landstrichen ansässig gemacht, um sie zu kultivieren, oder in Ruinenstädten, um sie wieder aufzubauen; der Tempel in Jerusalem ist zerstört, es gibt kein unmittelbares Zurück zum alten Opferkult; die neue zugemutete Heimat ist reich, mächtig, liberal und polytheistisch; die Israeliten erleben sich erstmals inmitten des Weltgeschehens, statt in einer kleinen eigenen Sonderwelt, so reich sie in ihrer Blütezeit war.

Phantasieren wir uns eine analoge Exilsituation in der heutigen Welt. Sie könnte so aussehen:

- Der Vatikan ist unfinanzierbar geworden. „Hollywood“ hat den Vatikanstaat aufgekauft und ihn zu einem Erlebnispark „barocke Kirchenwelt“ umgestaltet. Der Papst und sein Hofstaat beziehen eine Art Leibrente und dürfen die Gebäude nach Maßgabe der touristischen Notwendigkeiten weiterhin nutzen. Man sucht, die Situation als seelsorgliche Chance wahrzunehmen.
- Der Kölner Dom, ohnedies nicht mehr mit Gläubigen zu füllen, ist an ein internationales Bankenkonsortium verkauft, die ihn zu einem Businesszentrum umgebaut haben. Viele weitere Kirchen in zentraler Innenstadtlage Deutschlands sind ebenfalls von Banken, Versicherungen und der Erlebnisgastronomie aufgekauft. Der Würzburger Dom gehört einem großen Verlagshaus, das dort Esoterik-Literatur inmitten einer geistlichen Lesewelt unter die Leute bringt.
- Die Konkordate sind totes Recht, Kirchensteuer und Religionsunterricht sind abgeschafft, an den Schulen wird „Ethik“ humanistisch fundiert und das Christentum gemeinsam mit den anderen Weltreligionen im Geschichtsunterricht behandelt. Kinder werden von ihren Eltern in den Glauben eingeführt und müssen einen Computertest zu Glaubensfragen bestehen, bevor sie zur Erstkommunion gehen dürfen.
- Zum katholischen Priesteramt wird nur noch zugelassen, wer in einem säkularen Beruf erfolgreich ist. Die Diözese schließt mit seinem Arbeitgeber einen Betriebsseelsorgevertrag auf ehrenamtlicher Basis, der vielerorts gern angenommen wird. Der Priester bringt sein Einkommen in das diözesane Budget ein und betreut in seiner Freizeit einige kleine Hausgemeinden seiner Wohnumgebung.
- Alle deutschsprachigen Diözesen haben gemeinsam eine theologische Fakultät auf Teilzeitbasis gegründet, die die theologische Ausbildung für Priester und Laien übernimmt. Einige reiche Basisgemeinden leisten sich stundenweise eine/n eigene/n LaientheologIn, um gemeinsam die neue Situation theologisch zu reflektieren und an Konsequenzen für einen christlichen Lebensstil zu arbeiten.

- Die Gemeinden sind verstreute Zentren der Sakramentenspendung, zu denen die wenigen Kirchgänger sonntags aus großem Umkreis anreisen. Einige Basisgemeinschaften mit Bewegungsspiritualität und ordensähnlichen Ansprüchen bieten weitere spirituelle Anziehungspunkte. An ihnen sind auch Nichtchristen gern gesehen. Besonders beliebt sind jedoch die bewährten Caritas-Stützpunkte, wo es für jede Not eine helfende Hand gibt. Jugendliche, die die Firmung wünschen, leben und arbeiten in ihnen zur Bewährung ein Jahr als freiwillige, unentgeltliche Einsatzkräfte.

3 Lernerfahrungen im Exil

Muss es so weit oder so ähnlich kommen? Ist die Kirche, wie wir sie kennen, unwiderruflich ein Auslaufmodell? Haben wir keine Alternative, als zu trauern und zu hoffen? Ist Einsparung das einzige pastorale Konzept, das wir uns leisten können?

Die Propheten haben das Volk Israel zwei Jahrhunderte lang gewarnt, dass es in sein Verderben rennt, wenn es so weiter macht wie bisher. Vielleicht hätte es sich das Exil erspart, hätte es beizeiten seine Lektion gelernt. Vielleicht können auch wir uns die Diaspora in einer extremen Form ersparen, wenn wir heute neu lernen, was Israel damals im Exil so schmerzlich lernen musste. Vier Erkenntnisse des Exils kommen in den Blick:

Die Diaspora ist ein Gottesgericht; Umkehr tut not.

Die erste, zentrale Erkenntnis des Volkes Gottes im Exil ist jene, dass nicht die Babylonier, nicht die anderen Schuld an der Misere tragen, sondern man selbst. Diese Einsicht hat eine tröstliche Seite: Gott steht nach wie vor zu seinem Wort, er hat seinen Bund nicht aufgekündigt, er bleibt der oberste König seines Volkes auch in der Diaspora, er ist nach wie vor mit ihnen und unter ihnen, auch wenn der Tempel als „Fußschemel Gottes“ nicht mehr existiert. Es gibt aber auch eine harte, fordernde Seite: Gott sitzt über seinem Volk zu Gericht, weil es sich nicht an die Gesetze gehalten hat, die dem Bundesvertrag entsprechen. Ein Gericht ist aber nicht bloß eine Strafe, sondern primär eine Pädagogik: Das Volk Gottes soll sich jetzt, wo ihm alle Bequemlichkeiten als Folge des Bundes entzogen sind, wieder auf das Wesen dieses Bundes und seine Gesetze besinnen.

Angenommen, wir lassen uns auf diese Zumutung ein. Angenommen, wir prüfen, ob wir unsere heutige Situation der beginnenden Diaspora am Ende der Volkskirche und der Konzilsära als Gottesgericht zu sehen fähig und willens sind. Angenommen, wir kommen darüber hinweg, dass uns das Gerichtsmotiv als unerträglich traditional, dem Glauben an die Liebe Gottes widersprechend und damit unzumutbar erscheint. Dann entdecken wir vielleicht, dass unsere Visionsarbeit und unsere Leitbildprozesse ein Zeichen dafür sind, dass wir nicht mehr sicher sind, wer wir als

Kirche sind und wozu und wohin wir sollen. Auch unsere Propriumsdiskussionen, die Debatten um das kirchliche „Kerngeschäft“, verweisen auf diese Identitäts- und Zielkrise.

Die Lösung des Propheten Amos war: „Sucht den Herrn, dann werdet ihr leben“ (Am 5,6). Jesus bringt es in der Bergpredigt auf einen umfassend neuen Punkt, den des Reiches Gottes: „Euch muss es zuerst um das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben.“ (Mt 6,33) Das Kernthema der Verkündigung Jesu Christi, unnachahmlich kurz, präzise und lapidar als Motto an den Anfang des Markus-Evangeliums gestellt, lautet ebenso: „Jesus verkündete das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist euch nahe gekommen. Kehrt um und glaubt!“ (Mk 1,15)

Was hieße das für heute? Unsere Zeit als Menschen, als Volk Gottes, als Kirche findet dann zu ihrer Fülle, wenn uns das Reich Gottes nahe kommt, es uns nahe geht, es uns so nahe geht, dass es uns nicht mehr los lässt. Dann sind wir fähig und bereit umzukehren und Jesus Christus nachzufolgen, „der uns in allem gleich war außer der Sünde“ (so die dogmatische Tradition). Er stand also nicht auf dem normalen Boden der Tatsachen, die jene des Sündenfalls und der Erbsünde sind, sondern hatte – bildlich gesprochen – seine Füße im Himmel. Wer in diesem Sinn umkehrt und nachfolgt, verlässt die Logik der Erbsünde, die „ganz normal“ ist: die Logik von Selbstdarstellung, Eigennutz und Bequemlichkeit. Er/sie vertraut sich der Logik des Himmels an, der Logik des Reiches Gottes, die unter „ganz normalen“ Bedingungen immer ein Wunder der Liebe ist: „Das Reich Gottes ist nicht Fraß und Völlerei“, also kein bequemes Leben in maßlosem Luxus, so lesen wir bei Paulus, „sondern Gerechtigkeit, Frieden und Freude im Heiligen Geist“ (Röm 14,17).

Sucht man diese Spielregeln des Reiches Gottes für die heutige Zeit zu verstehen, so könnten sie bedeuten:

- *Gerechtigkeit*: Solidarität mit und Verantwortung für die Opfer unseres Wohlstands
- *Schöpfungsfrieden*: Lebensgestaltung gemäß dem LILA-Prinzip (s. u.) und
- *Freude im Hl. Geist*: gelassene Arbeit in heiterem Gottvertrauen (ora et labora)

Die erste Herausforderung unserer spürbar werdenden Diasporasituation ist demnach eine Umkehr zum Reich Gottes und seinen Spielregeln. In welcher Art und Qualität diese zu geschehen hätte, erschließt sich näher aus dem Bedenken einer zweiten Lernerfahrung der Israeliten im Exil:

Gott ist der Herr des ganzen Kosmos; Erlösung ist unteilbar und ganzheitlich.

Israel erkennt im Exil, dass Jahwe nicht bloß ein kleiner Stammesgott ist (wenn auch der ihre), sondern dass er der Herr der ganzen Welt ist, der Schöpfer des Himmels und der Erde. Der neue David, der Messias, der aus ihrem Volk hervorgehen wird, ist – so spätere Einsicht – ein König und Herr von kosmischer und apokalyptischer Dimension. In der Folge gibt es für uns als ChristInnen und als Kirche keine private Erlösung, kein subkulturelles Seelenheil. Wir werden uns als Kirche stärker, konsequenter und expliziter für die „Geburtswehen der ganzen Schöpfung“ (und in sie eingewoben der Menschen und ihrer sozialen und politischen Ordnungen) verantwortlich sehen müssen, wollen wir uns die Diaspora in ihrer extremen Form ersparen.

Was könnte das konkret heißen? Die heutige Zeit hat uns dazu bereits praktische Leitlinien gewiesen, die unserer kirchlichen Frömmigkeitstradition entgegenkommen. Das oben im Kontext des „Schöpfungsfriedens“ genannte „LLA-Prinzip“ (mnemotechnisch nach den Anfangsbuchstaben seiner vier Prämissen) ist eine postmodern etablierte Alternative zur ausbeuterischen Eigenlogik der Moderne.⁵ Postmoderne Menschen sind geneigt, zumindest die letzte Etappe der heutigen Moderne mitsamt ihrer Kirche in einer selbst verschuldeten Misere zu sehen. Das impliziert jedes Mitleid: war doch all dies gut gemeint, folgte nur der Logik der einmal als richtig eingeschätzten Entwicklung, wurde bloß irgendwann übersehen, dass die anfangs so richtig erkannte neue Wahrheit von der Berufung des Menschen zur Eigenverantwortung und Gottunmittelbarkeit inzwischen zur ideologischen Selbstsetzung und Göttlichkeitsanmaßung geworden war. „Nur ein Gott kann uns retten!“ sagen die Postmodernen und hoffen inständig, dass die alten Verheißungen noch gelten:

- **Lebendigkeit:** Wir sind zum Leben (einem dynamisch schöpfungsgemäßen und geistgewirkten) und nicht zum Tod (dem industriell oder bürokratisch Machbaren) berufen – es gibt eine Auferstehung aus allen Toden, und wir sind in sie hineingetauft.
- **Immaterielles:** Wir leben aus den immateriell-existentiell-personalen Werten auf der Basis materieller Gegebenheiten (Konsumsucht ist Liebesersatz; auch die Kirche verdankte sich noch nie Strukturmaßnahmen, statistischen Pastoralkonzepten und finanziellen Einsparungsplänen) – „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; und alles andere (die Charismen zum Kirchenaufbau und zur Heiligung der Welt) wird euch reichlich geschenkt werden“.

⁵ Vgl. Maria Widl, „Ganzheitlichkeit“, in: Hans Gasper / Joachim Müller / Frederike Valentin (Hgg.), Lexikon neureligiöser Gruppen, Szenen und Weltanschauungen, Freiburg 2004.

- **Langzeitwirkung:** Wir leben im Kontext der Ewigkeit, und Gott, der Himmel und seine Mächte und Gewalten, Tröster und Begleiter sind dem alltäglichen Lebensvollzug unmittelbar (die Welt ist weder ein Jammertal noch in der Hand des Teufels; noch ist die Welt eine säkularere Angelegenheit, von der bloß die Kirche ausgenommen wäre) – Gott ist der Schöpfer des Himmels und der Erde, sein Name ist Immanuel, Jahwe, Jesus (der Ich-bin-da-mit-und-für-euch). Unsere Bestimmung ist der Himmel und unsere Pflicht, die Schöpfung als Angeld auf ihn zu ehren und zu gestalten.
- **Alternativen:** Wir sind erlöst aus der quälenden Ausweglosigkeit der Sachzwänge und der heroischen Plage der Sisyphusarbeit; denn wer sich der Logik des Reiches Gottes anvertraut, dem eröffnen sich jederzeit Alternativen, die inmitten aller selbst gemachten Höllen das Reich Gottes aufleuchten lassen. Wir sind zur Freiheit der Kinder Gottes berufen, ein Volk von Erlösten, der Erbschuld der Sachzwänge umfassend und unwiderruflich entrissen, ins Land der Hoffnung geführt.

Sich dieser umfassenden Schöpfungs- und Erlösungslogik anzuvertrauen, ist weder selbstverständlich, noch ergibt es sich von selbst. Die kirchliche Tradition kennt als Übungsweg der Umkehr zur Reich-Gottes-Logik die evangelischen Räte. Sie sind keineswegs auf ihre Grundform im Ordensleben beschränkt, sondern konkrete Wege der Umkehr für jede/n einzelne/n ChristIn ebenso wie für die kirchlichen Institutionen. In ihnen geschieht jene „Heiligung der Welt“, die Papst Johannes Paul II. so konsequent als den Grundauftrag von Kirche angab, der gemäß dem Konzil in der Hand des ganzen Volkes Gottes, speziell der Laien, liegt. Zu ihrer Leitung und sakramentalen Stärkung sind ihnen die Priester in ihrem Dienstamt beigegeben. Betrachtet man die evangelischen Räte als Übungswege der Umkehr von einem Lebensstil, der uns (als Folge der Erbschuld) „ganz normal“ erscheint, zu einer alltäglich christlichen und kirchlichen Lebenspraxis, so könnten sie wie folgt verstanden werden:

- **Armut (materielle Ebene):** die Reduktion materieller Güter, weil man für sie (ihren Erwerb und ihre Pflege) arbeiten muss (Reichtum bedeutet materielle Güter ohne Arbeit). Eigennutz als Folge der Erbsünde führt dagegen zur bedingungslosen Ausbeutung aller ökologischen und sozialen Ressourcen für viel zu billige Produkte, die schon zur Herstellung Unmengen an Energie verbrauchen, große Mengen an Lärm, Abgasen und Müll erzeugen und dann schnell weggeworfen werden, was der weltweiten und generationenübergreifenden Gerechtigkeit und Solidarität widerspricht.
- **Gehorsam (ideelle Ebene):** Ausrichtung des Denkens und Wollens auf die Weisheit der Schöpfungsordnung; er bedeutet eine Einübung der Unterscheidung, was gemäß dem LILA-Prinzip richtig und wichtig ist. Die Bequemlichkeit der Erbsünde dagegen orientiert sich an alten

Gewohnheiten und Strukturen, ohne deren systemische Schadenswirkungen zu beachten.

- *Keuschheit (personelle Ebene)*: Verzicht auf Selbstdarstellung, um für Gott durchscheinend zu werden. Aus ihr erwächst die Freude der Kinder Gottes, die in gelassener Arbeit nicht erbsündig auf das persönliche Prestige schießen, und in heiterem Gottvertrauen sich nicht am kurzfristigen Erfolg, sondern am langfristigen Reich-Gottes-Ertrag orientieren.

Angenommen, wir würden uns auf einen solchen *Paradigmenwechsel* des kirchlichen Denkens und Handelns einlassen: Was wären die Konsequenzen?

- Zuerst würden wir spirituelle, asketische, diakonische und kontemplative Wege kultivieren, um wieder zu einer tiefen Freude an unserem Glauben zu kommen. Gegenwärtig erscheint der Glaube eher als eine Pflicht, ein Opfer und eine Mühe, die man sich selbst zwar auferlegt hat, anderen aber nicht zumuten möchte. Der Papst hat mit seinem Millenniumsprozess der Weltkirche einen solchen Vorgang der erneuerten Glaubensvertiefung ans Herz gelegt. Im deutschsprachigen Raum wurde er kaum wahrgenommen.
- Aus einer neuen Freude am Glauben (die nicht naiv-enthusiastisch sein muss, wie in manchen Bewegungen, es aber sein darf) erwächst die Sicherheit, andere dafür gewinnen zu wollen, weil es einfach ein gutes Leben ist, ChristIn zu sein. Damit müssen wir Kirchenentwicklung nicht mehr gemäß Einsparungsmaximen betreiben, sondern werden zu einem missionarisch-begeisterten Vorgehen fähig.
- Ein solch missionarisch-dynamischer Stil von Kirche benötigt dringend andere Strukturen, die sich nicht an der bürokratischen Verwaltung von Planstellen orientieren, sondern darauf bauen, dass Gott als Herr der Kirche ihr jene Charismen schenkt, die sie braucht (auch nach den klassischen Spielregeln des Katholischen). Dieser Charismen werden wir uns aber erst als würdig erweisen, sobald wir mit den schon im Amt befindlichen Priestern und Laien menschenfreundlicher und begabungsadäquater umgehen, statt – wie es mancherorts scheint – Personalmanagement als statistische Verteilung zum Stopfen von Planstellenlöchern zu betreiben. Ein solcher Umbau der Strukturen geht nicht von jetzt auf gleich, sondern erfordert alle schrittweise Behutsamkeit. Aber er kommt auch nicht von selber, wenn man nur lang genug einfach so weitermacht wie bisher.
- In diesem Prozess der Umkehr wird sich Kirche schließlich auf das Konzil besinnen: Ihr geistliches Wesen liegt in ihrem weltlichen Auftrag. Daher bestimmt auch „Christifideles laici“ den Auftrag des ganzen Volkes Gottes darin, die Welt zu heiligen. Alle Pastoral ist demnach

darauf auszurichten, dass das ganze Volk Gottes, ihnen voran die Priester und hauptamtlichen Laien, eine neue Form christlicher Kulturgestaltung aus den evangelischen Räten als dringlich, der heutigen Zeit angemessen und neu zu erproben verstehen und annehmen.

Bevor diese Suche nach dem christlichen Kulturauftrag beginnen kann, tut eine Vergewisserung auf das Eigene und Eigentliche not. Sie kann sich an einer dritten Lernerfahrung der Israeliten im Exil orientieren:

Die Offenbarung geschah zu unserem Besten; es braucht eine Relektüre der Tradition.

Das Volk Israel ist im Exil seines Tempels beraubt; der eingeführte Opferkult ist nicht mehr möglich. Daher werden die Gesetze und Weisungen Jahwes aufs Neue bedeutsam, die dem Bundesschluss entspringen. Die Synagoge entwickelt sich zu einem Versammlungsort, wo die Schriften regelmäßig feierlich verlesen, bedacht und gelehrt werden. Zugleich erfahren die alten Texte eine Relektüre auf die neue Situation hin; die deuteronomistischen Überarbeitungen und Erweiterungen bilden eine epochale theologische Leistung.

Die Konzilszeit hat uns mit dem bibeltheologischen Ansatz einerseits, dem von Karl Rahner herkommenden existentiellen Ansatz andererseits, eine epochale Neuausrichtung der Theologie und eine Überwindung der Scholastik gebracht. Zugleich haben wir deren wissenschaftlich-argumentativen Grundzug erhalten. Zwei zentrale theologische Herausforderungen sind weitgehend ausständig, jedoch dringlich.

- *Den „Gott der Liebe“ mit der katholischen Tradition versöhnen*

Die katholische Kirche hat in den vorkonziliaren Aufbruchsbewegungen entdeckt, im Konzil bestätigt und danach umfassend kultiviert, dass jeder Mensch eine von Gott ausgehende persönliche Berufung hat, die sie/ihn einmalig und wertvoll macht, weil Gott die Liebe ist. Die Verkündigung hat diesen Grundgedanken durch die Jahrzehnte erfolgreich vermittelt; er trägt seine Früchte in der Ökumene, im Dialog der Religionen, in der Suche nach einem friedlichen Zusammenleben der Völker, in der Überwindung totalitärer Regime.

Es ist der modernen Theologie jedoch bislang nicht gelungen, diesen theologischen Grundansatz in alle klassischen Bereiche der Theologie hinein durchzubuchstabieren. Im Gegenteil war sie eher geneigt, sie einen nach dem anderen für obsolet oder nicht mehr vermittelbar zu erklären, weil sie mit dem Gott der Liebe unvereinbar seien: die Opfertheologie (weil zu grausam), die Gnadentheologie (weil eines emanzipierten Menschen unwürdig), die Erlösungstheologie (weil ein auf Abwege geratener moderner Mensch nicht schuldig, sondern durch die Umstände bedingt in diese Situation geraten ist; er bedarf daher nicht der Erlösung

von Sünde und Schuld und somit der Umkehr, sondern der Ermutigung und Bestärkung).

Im Gefolge fielen auch alle moralischen Vorgaben und kirchlichen Gebote, weil das entwickelte Gewissen solcher nicht bedürfe. Und letztlich folgte dem zwangsweise die Sakramentenpastoral in einem insgeheimen Einverständnis, nicht zu thematisieren, dass Empfänger und Spender (diese zwar oft nicht persönlich, aber offiziell-amtlich) ganz andere Vorstellungen und Absichten damit verbanden. Dem daraus erwachsenden Konflikt mit römischen Vorgaben wurde mit deren unbedingter Kritik begegnet, die gegenseitige Haltung immer härter und unversöhnlicher: „Es geht um die Wahrheit!“, sagen die einen. „Es geht um die Menschen“, sagen die anderen. Der Konflikt zwischen Traditionalen und Modernen geht inzwischen durch Jahrzehnte; massiver Autoritätsverlust auf der einen, viele unversöhnte Verletzungen auf der anderen Seite prägen das Bild. „Was aus dem Gott der Liebe alles werden kann ...“ konstatieren kopfschüttelnd die Postmodernen, die sich so sehr nach existentiell verankerter Wahrheit und spirituell geerdeter Menschlichkeit sehnen – und wenden sich an den Dalai Lama, eine andere weisheitlich-spirituelle Quelle oder die zahllosen Ansätze der so genannten „Esoterik“.

„Nüchtern betrachtet ist unsere Pastoral eine einzige große Lüge!“, konstatierte auf diesem Hintergrund, nicht ohne selbst darüber zu erschrecken, ein gestandener moderner Pfarrer und Dekan der Konzilsgeneration kürzlich bei einer kirchlichen Fortbildung. – „Warum haben wir heute in der Theologie so wenig Studierende, dass wir bald etliche Fakultäten werden schließen müssen?“, fragte ich vor einigen Jahren einen theologisch ausgebildeten Soziologen. „Weil es in der Theologie seit 30 Jahren nichts mehr Neues zu lesen gibt“, antwortete er lapidar. Ob er damit Recht hat? – Zumindest deuten die mancherorts allsonntäglich zu hörenden Wellness-Predigten über den „Gott der uns liebt, so wie wir sind“ in dieselbe Richtung. Wir werden aus der Misere dieses Verkündigungsnotstandes, ebenso wie aus dem fruchtlosen Kampf zwischen Modernen und Traditionalen und aus der „pastoralen Lüge“ nur herauskommen, wenn wir uns neuen theologischen Anstrengungen unterziehen. Sie werden zum einen darauf abzielen, den „Gott der Liebe“ mit *allen* zentralen Inhalten der christlich-katholischen Tradition konstruktiv zu verschränken.

- *Der modernen Wissenschaft ein ebenbürtiger kritischer Partner werden*

Zum anderen steht ein weiteres Desiderat der Moderne dringlich an, das der Versöhnung von Theologie und den modernen Wissenschaften. Dieser Brückenschlag ist bislang in größerem Umfang nur zur Soziologie und zur Psychologie gesucht worden, wenngleich mehr in der Art einer gläubigen Annahme von deren Prämissen, denn in einer kritisch-konstruktiven Unterscheidung ihrer Vorgaben und Grundannahmen; was auch

diesen Wissenschaften zur Herausforderung würde und der Theologie neue akademische Beachtung brächte. Die heute ungleich mächtigeren Natur- und Wirtschaftswissenschaften und deren Auswirkungen in der Technik, der Medizin und der Politik sind hingegen maximal ethisch bewertet, jedoch nicht theologisch verschränkt worden (sieht man vom genialen, aber theologisch nach wie vor marginalen Ansatz Teilhard de Chardins ab). Erst wo wir diese Herausforderung einer kritisch-loyalen und wissenschaftlich starken Zeitgenossenschaft in breitem Rahmen annehmen, werden wir in der Verkündigung wieder etwas zu sagen haben, das das Niveau der „Esoterik“ übertrifft.

Zugleich erreichen wir dadurch eine sichere Basis für den kirchlichen Kulturauftrag, der uns seit dem Konzil von den Päpsten nachdrücklich empfohlen ist. Dazu kann es hilfreich sein, sich der vierten Erfahrung der Israeliten in der Diaspora anzunähern:

Die Fremde soll uns zur Heimat werden; Inkulturation ist Evangelisierung.

Hätte der babylonische König Nebukadnezar die israelitische Kultur zerstören wollen, hätte er die Menschen nicht nur exilieren, sondern auch verstreut ansiedeln müssen (wie wir es mit den Fremdarbeitern verschiedenster Nationalität getan haben). Zudem hätte er ihr Staatsgebiet anektieren und mit eigenen Leuten besiedeln müssen (wie es die Israelis in Palästina lang konsequent taten). Er hat jedoch primär die Oberschicht ins eigene Gebiet umgesiedelt und sie in großen Gruppen beisammen gelassen, sodass eine intakte Sozialstruktur gesichert war. Zudem hat er ihnen fruchtbare, bisher unbesiedelte Landstriche anvertraut (das Zwischenstromgebiet), sowie ihnen Ruinenstädte zum Wiederaufbau übergeben. Am Hof, in Wirtschaft und Handel, waren sie bald etabliert und kamen zu beträchtlichem Wohlstand. Die Gesellschaftsordnung war weltoffen und liberal, eine Vielzahl an Religionen bestand friedlich nebeneinander. Auch die Propheten hatten gegen diese Gesellschaft nichts grundsätzlich einzuwenden, empfahlen im Gegenteil, in sie einzuheiraten und sie zur Heimat zu machen. So erklärt sich auch, dass nach der Eroberung des babylonischen Reichs durch den Perserkönig Kyros nur ein Teil der Exilierten zurückkehrten, während viele andere in der Diaspora blieben und bloß zum Laubhüttenfest nach Jerusalem zogen, um ihre geschuldeten Opfergaben zu bringen. Das Diaspora-Judentum bleibt bis in die heutige Zeit trotz der Bewegung des Zionismus und der Neugründung des Staates Israel gleichberechtigt.

Das Christentum hat die Notwendigkeit der Inkulturation des Glaubens immer gesehen und diese engagiert und kreativ betrieben, gestützt durch eine Inkarnationstheologie: Wie Gott in Jesus Christus realer Mann einer Zeit und Kultur wurde, um so die Menschen von innen heraus zu erlösen, so ist die Kirche beauftragt, jede Kultur anzunehmen, um sie von innen heraus mit dem Evangelium zu durchdringen. Für die heutige Zeit gilt das ebenso: Das Kernthema der weltkirchlichen pastoralen Vorga-

ben seit dem Konzil ist die *Evangelisierung*. Von Paul VI. in seiner epochalen Enzyklika „*Evangelii nuntiandi*“ 1975 vorgestellt, wird sie zum Urdatum der Befreiungstheologie und zum Leitgedanken des Pontifikats von Johannes Paul II. Der „Bruch zwischen Evangelium und Kultur“ sei das große Drama unserer Zeit, so Paul VI. Zur Überwindung reichen katechetische Maßnahmen oder missionarische Anstrengungen nicht aus. Es braucht eine neue Evangelisierung, die damit beginnt, dass sich die Kirche selbst neu evangelisiert, indem sie sich inmitten der Kulturen dem Evangelium neu aussetzt und sie von innen heraus mit dem Glauben neu durchdringt.

Wir werden als Kirche die Diaspora-Erfahrung der heutigen Zeit erst überwinden, sobald wir bereit sind, diese Zeit auch als unsere geistige Heimat anzunehmen. Damit unser Glaube darin nicht verwässert oder verdunstet – wie es seit Jahrzehnten und in letzter Zeit zunehmend rascher und deutlicher geschieht – bedarf es statt Anpassung und Subkulturbildung einer Inkulturation, die mit einer Selbstevangelisierung des eigenen kirchlichen Leben im expliziten Innen der heutigen Kultur beginnt. Wie lösen Christen ihre Finanzprobleme? Welche Art des Wirtschaftens und Arbeitens ist menschengemäß, familienfreundlich und schöpfungsgemäß? Was sind unsere Quellen der Hoffnung in einer rasend perspektivenlosen Zeit? Welcher Lebensstil ist gerecht, sozial und ökologisch? Welche Rolle spielt das Geistliche inmitten des Materiellen (und nicht bloß abgehoben davon; die systemischen Wissenschaften haben dazu gegenwärtig Anregendes zu sagen)?⁶ Auf welche Weise kann die gegenwärtig (auch innerkirchlich) weit verbreitete postmoderne Volksreligiosität⁷ der so genannten „Esoterik“ wieder explizit katholisch-christlich gestaltet werden?

4 Aufbruch statt Einsparung

Angenommen, wir lassen uns auf diese Diaspora-Situation im beschriebenen Maße ein. Angenommen, wir sind bereit zu einem Paradigmenwechsel im kirchlichen Denken und Handeln. Angenommen, wir nützen die zwischenzeitlich nötigen Einsparungen zu einer Strukturreform. Angenommen, wir vertrauen dem Heiligen Geist und dem Papst⁸ und wagen einen Aufbruch. Angenommen, wir lassen uns von einer apokalyptischen Hoffnung leiten.⁹ Dann stellen sich zwei weitere Fragen: Wie kann eine Kirche der Zukunft bei uns aussehen? Wie kommen wir praktisch dorthin?

⁶ Vgl. Harald Zycha, *Organon der Ganzheit. Die Überwindung des reduktionistischen Denkens in Naturwissenschaft und Medizin durch die Kybernetik*, Heidelberg 1996.

⁷ Vgl. Maria Widl, „Volksreligiosität“, in: Hans Gasper / Joachim Müller / Frederike Valentin (Hgg.), *Lexikon neureligiöser Gruppen. Szenen und Weltanschauungen*, Freiburg 2004.

⁸ Papst Johannes Paul II., *Novo Millennio Ineunte zum Abschluss des Großen Jubiläums des Jahres 2000 (VAS 150)*, Bonn (DBK) 2001.

⁹ Papst Johannes Paul II., *Ecclesia in Europa. Nachsynodales Apostolisches Schreiben zum Thema „Jesus Christus, der in seiner Kirche lebt – Quelle der Hoffnung für Europa“*, 28. Juni 2003 (VAS 161), Bonn (DBK) 2003.

Die gegenwärtigen Kirchenstrukturen bei uns entsprechen einerseits einer Spätform der Volkskirchlichkeit, die eine flächendeckende Überwachung der Schafe und ihre lückenlose sakramentale Versorgung bedingt. Sie wird kontrastiert von der modernen Gemeindegirchlichkeit, die mancherorts freikirchliche Züge annimmt. Beide wissen sich durch die nachkonziliare Gemeindegirchtheologie gedeckt, die die Pfarrei „als Kirche für alle am Ort“ konzipiert. Daher stehen den Pfarreien auch die weitaus überwiegenden Ressourcen an Geld und Personal zur Verfügung. Die faktische Entwicklung hat das Konzept jedoch längst ausgehöhlt: Die Pfarreien erreichen nur etwa 5-10% der Getauften (im großen Durchschnitt) als Gottesdienstbesucher und maximal 1-3% als gemeindlich engagierte ChristInnen. Diese schmale Personengruppe besteht zudem überwiegend aus Personen jenseits der Lebensmitte, mehrheitlich Frauen. Ihr Wirkungsgrad hinein in die Gruppe der getauften Nichtkirchgänger wie der Gesamtbevölkerung ist unbedeutend (ausgenommen mancherorts der diakonische Bereich).

Rechtfertigen diese Zahlen eine Konzentration nahezu aller Ressourcen in den Pfarreien? Die Traditionalen sagen „Ja“, sammelt sich doch einzig dort das Volk Gottes regelmäßig um den Priester zum Herrenmahl. Die modernen Gemeindlichen sagen ebenfalls „Ja“, sind sie es doch, die den Großteil ihrer (Frei-)Zeit in das kirchliche Leben investieren.

Theologisch betrachtet kommt das aber einem evangelischen Kirchenkonzept näher als dem katholischen. In unserem Konzept ist die Ortskirche nicht die Pfarrei, sondern die Diözese, das Bistum. Der Bischof ist ihr Vorsteher; er sammelt die Priester in einem Kollegium um sich und sendet sie – strukturell gesehen – stellvertretend für sich an die verschiedenen pastoralen Orte.¹⁰ Da die Pfarrei gegenwärtig jedoch keineswegs repräsentativ für die Bevölkerung ist, zugleich jedoch eine massive religiöse Sehnsucht konstatiert werden kann,¹¹ wird es für eine Pastoral der Zukunft erforderlich, eine Vielzahl differenzierter kirchlich-gemeindlicher Orte zu fördern. Postmoderne Menschen sind wenig geneigt, in wesentlichen Fragen Kompromisse einzugehen. Sie beteiligen sich nur dort und nur soweit am kirchlichen Leben, als es ihren spirituellen und sozialen Erwartungen entspricht. Gegenwärtig werden jedoch vornehmlich traditionale und moderne Erwartungshaltungen bedient;¹² die postmodernen kommen nur in Nischen in den Blick.¹³ Es wird also zukünftig nötig und nützlich

¹⁰ LG 18-28.

¹¹ Vgl. Regina Polak (Hg.), *Megatrend Religion? Neue Religiositäten in Europa*, Ostfildern 2002.

¹² Vgl. Michael N. Ebertz, *Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft*, Freiburg 1997.

¹³ Zum Konzept der Deutungsmuster vgl. Rudolf Engler, *Religiöse Erwachsenenbildung. Situation – Probleme – Handlungsorientierung (Praktische Theologie heute 7)*, Stuttgart 1992; Maria Widl, *Kleine Pastoraltheologie. Realistische Seelsorge*, Graz 1997.

sein, für jede katholisch legitime Frömmigkeitsform und spirituelle Erwartungshaltung eigene Formen des kirchlichen Lebens zu bilden.

Das kann die Pfarrei für sich gesehen niemals leisten. Es entspricht aber auch nicht dem katholischen Ortskirchenprinzip. Demnach muss der Bischof dafür sorgen, dass in seiner Diözese arbeitsteilig die Kirche „allen alles wird“. Die Konkurrenz der Pfarreien hängt dann nicht mehr an der Frage, keine Firmlinge oder Kirchgänger an die Nachbarpfarrei „zu verlieren“. Die Herausforderung besteht vielmehr darin, gemäß den Charismen und Anforderungen des konkreten Ortes eine ganz spezifisch anziehende Gemeinde zu formen, statt jedes Handlungsfeld bedienen zu wollen. Warum sollte nicht z. B. die Jugendpastoral eines Dekanates im zentralen Schulort gemacht werden, wenn es dort einen Seelsorger gibt, der das kann? In Städten findet diese Konzentration schon längst statt und die Menschen wählen ihre Gemeinde nach ihren Vorstellungen aus: schöne Kirche, gut predigender Pfarrer, klassische Kirchenmusik, familienfreundliche Gestaltung, traditionaler Stil usw.

Vielerorts steht einem solchen Konzept die traditionelle Heimatförmigkeit des Volksglaubens entgegen. Diese sollte auch keineswegs gestört werden;¹⁴ sie stirbt aber aus. So kann daneben Neues wachsen, so man es sieht und entsprechend fördert. Ein Anfang wäre es, jenen Priestern und Laien, die das Charisma des Gemeindeaufbaus unter postmodernen Bedingungen besitzen, schrittweise einige Stunden ihrer Dienstverpflichtung zur Gründung einer neuen Stilform christlichen Lebens zu widmen (zum Schutz gegen die umfassend verzehrenden Ansprüche der Ortsgemeinde; bei Rechenschaftspflicht und diözesaner Vernetzung). All diese differenzierten Gemeinden dürften sich jedoch nicht nach herkömmlichem Muster selbst genügen. Im Gegenteil sind sie aufeinander, auf gegenseitigen Austausch, auf loyales Mitdenken mit der ganzen Ortskirche – also auf Katholizität – zu verpflichten. So entsteht schrittweise eine Kirchenstruktur als Netzwerk, wie sie theologisch richtig und zugleich zeitgemäß ist.

Wie bei allen Veränderungsprozessen ist nur ein behutsamer und gut kommunizierter, aber konsequent verfolgter schrittweiser Umbau zielführend. Dabei gibt es immer diejenigen, die voranstürmen und sich gut als Vorhut zur Erkundung des Terrains eignen. Sie werden gute und schlechte Erfahrungen sammeln und darin Projekte begründen. Wiewohl viele scheitern werden, werden einige sich bewähren und als Modelle für jene dienen, die Freude am Aufbau des Neuen haben, sobald sich seine Konturen konkret abzeichnen. So entsteht schrittweise eine breitere Landschaft des Neuen, das teilweise das Alte inspirieren, es teilweise aber auch nach seinem Absterben ersetzen wird. Sobald das Neue eine große Breite und Normalität erreicht hat, werden auch die früheren Beden-

¹⁴ Was das Konzept der Seelsorgsräume jedoch tut; es wird zum Totengräber der Volkskirche.

kennt Träger sich darauf einzulassen bereit sein, sofern man im ganzen Prozess ihre Bedenken wirklich ernst genommen hat, ohne sich gleichzeitig dadurch von seinem Vorhaben abbringen zu lassen. Und schließlich werden ganz am Schluss auch die Nachzügler mit ins Boot wollen.

Kirche ist kein totes Gebäude, sondern ein „Haus aus lebendigen Steinen“, ein Organismus des „einen Leibes mit den vielen Gliedern“. Jeder Organismus befindet sich ständig im Umbau und ist deshalb lebendig. Solange wir auf unser Haupt, Jesus Christus, und unser Herz, den Heiligen Geist, vertrauen, haben wir ewiges Leben – und es ist uns „in Fülle“ verheißen. „Fahrt hinaus!“, rief uns der altersschwache Papst Johannes Paul II. in jugendlichem Elan zu. Geht es uns in aller beginnenden Diaspora noch zu gut? Sind wir zu bequem oder bloß zu mutlos?

Wir können auch so weitermachen wie bisher. Dann ordnen wir uns der Religion des Geldes und des Profits unter und machen uns zu ihren Gläubigen:

- Wir bewahren unseren Reichtum durch Einsparungen und beginnen bei denen, die kirchlich-strukturell am schwächsten sind und sich daher nicht wehren können: den hauptamtlichen Laien in der kategorialen Seelsorge und den Generationen der Jüngeren in ihren kirchlich nicht wahrgenommenen spirituellen Sehnsüchten.
- Wir schaffen der Spaßgesellschaft ihre Opfer aus den Augen, damit sie nicht stören, und kümmern uns weiterhin wirksam und im Verborgenen um die Kranken, die Alten, die Leistungsschwachen, die Flüchtlinge und die ausgebeutete „Dritte Welt“.
- Wir lernen schrittweise, unsere allgemeine Seelsorge den emotionalen Wellness-Ansprüchen der Wohlstandsgesellschaft noch besser anzupassen und erheben dafür auch einen angemessenen finanziellen Beitrag.
- Wir finanzieren unsere Binnenstruktur über finanzkräftige Sponsoren, die sich und ihre Aktivitäten gern unter den kirchlichen Segen stellen und damit legitimieren.

Wir werden künftig auch mit dieser Form von Kirche einigermaßen guten Gewissens leben können. Wahrscheinlich steuern wir dann ganz von selbst und ohne größere Anstrengungen in eine Diaspora der extremen Form, wie oben beispielhaft beschrieben. Oder wir folgen den Propheten, wie Amos es damals einer war, und kehren rechtzeitig um.

„Sucht den Herrn, dann werdet ihr leben“ (Am 5,6)